

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von Barton E. Strepenjon.

(12. Fortsetzung.)

„Und?“ fragte ich, als er eine Pause machte. „Nun,“ meinte er, „es ist klar, daß die Schließung eines Neutours entstehen muß, als die Sicherheitsbedingungen des Wagnisses. Sie muß erst neuerdings wieder insstandgesetzt werden sein, um wieder funktionieren zu können. Aber durch wen und zu welchem Zweck? Das ist das Geheimnis, das wir zu lösen haben — und es ist natürlich eine harte Aufgabe für mich. Und dann noch ein Einwand“, fügte er hinzu. „Dieser Neutour hatte von dem Vorstandein der geheimen Schließung Kenntnis, weil er ja, nach unserer Theorie, dinstete und dabei gelodet wurde. Wie kommt es nun, daß er nicht auf dem Gift etwas wußte?“

„Das war ein Einwand, gewiß, und je mehr ich darüber nachdachte, desto gewichtiger erschien er mir. „Eigentlich“, sagte Godfrey schüchtern, „daß die Kunde auf eigene Faust handelte, daß er sich mit der Bande überworfen hatte.“

„Mit der Bande?“ unterbrach ich ihn. „Natürlich handelt es sich um eine Bande. Diese Sache ist sorgfältig ausgeheckt und nach genauer Vorbereitung in Szene gesetzt worden. Und der Führer der Bande ist ein Genie! Ich weiß nicht, ob du dir bewußt bist, was für ein Genie! Bedenke doch: er kennt das Geheimnis des Schließchens am Schränkchen der Madame de Montespain; aber außerdem kennt er auch das Geheimnis des Giftes — des Giftes der Mord! Weißt du, was das bedeutet, Vetter?“

„Was bedeutet es denn, Godfrey?“ fragte ich, da ich merkte, daß ich Godfrey nicht mehr folgte. „Es bedeutet, daß er ein großer Verbrecher ist — ein ganz großer Verbrecher — einer der Ausnahmefälle, für die das Verbrechen keine Geheimnisse mehr hat. Bemerkte folgendes: er allein kennt das Geheimnis des Giftes; einer seiner Diener läßt ihn im Stich und bezahlt seine Missetat mit dem Leben. Er ist das Gehirn, die anderen sind nur Werkzeuge des Verfalls.“

„Dann glaubst du nicht, daß das Schränkchen zufälligerweise an Bantine gelodet wurde?“

„Zufälligerweise? Das glaube ich keinen Augenblick! Es war ein Teil der Vorbereitung — einer glänzenden Vorbereitung!“

„Kannst du mir die Vorbereitung auch noch auseinanderlegen?“ fragte ich, etwas ironisch, denn ich muß gefehen, daß es mir vorlief, es erlaube Godfrey seiner Phantasie, mit ihm durcheinander zu gehen. „Er lächelte gutmütig zu meiner Frage. „Natürlich ist das alles nur Dichtung, gab er zu. „Ich bin der erste, das zu verstehen. Ich habe nur unsere Theorie zu ihren Logiken folgen lassen. Aber natürlich sind wir auf einer ganz falschen Fährte. Wirklich ist die Kunde oder wie er sonst heißen mag, nur hereingetaucht, wie eine Klotze in das Licht. Was die Vorbereitung anlangt — nun, ich stelle darüber nur Vermutungen auf. Aber nehmen wir an, du und ich hätten irgend einen großen Raub ausgeführt.“

„Ein unterbrach sich plötzlich und seine Gesichtsfarbe wechselte zwischen kaltem Weißbleich und Eröden. „Was gibt es denn, Godfrey?“ rief ich, erschreckt über seinen seltsamen Blick. „Er lag in seinem Stuhle und presste die Hand auf die Augen. Ich bemerkte, daß sie hart starrte — daß sein ganzer Körper bebte. „Halt!“ sagte er heiser, „halt!“ — Dann sah er aufsteht, das Gesicht von bangen Sorgen verzerrt. „Vetter!“ rief er aus, wobei sich seine Stimme vor Zorn überhöhte. „Das Schränkchen ist ja nicht bewacht!“

„Doch, es ist bewacht,“ antwortete ich. „Ich habe daran gedacht.“

In seinem Benehmen lag eine Begeisterung, aber ich nicht zu widerstreben vermochte. Überdem der Gedanke, das Geheimnis der Madame de Montespain zu enthüllen und dem größten Verbrecher der Neuzeit entgegenzutreten — was war das für ein Abenteuer!

„Nun,“ antwortete ich mit Herzlopfen vor Erregung, „ich komme!“

„Ich schlug mir auf die Schulter. Sein Antlitz strahlte. „Ich wußte es, daß du mitmachen würdest! Gut denn, morgen nacht — ich werde dich hier um sieben Uhr abholen! Erst gehen wir zusammen zu Nacht speisen und dann ran an den Feind! Einverstanden?“

„Einverstanden“, erwiderte ich. „Die Türe nach Kamin und Hut und ging auf die Türe zu. „Es gibt genügend zu tun“, sagte er, „die Mehr herzurufen, den Schachmatten zu unterwerfen. Gute Nacht denn, auf — heute abend!“

Die Türe schloß sich hinter ihm, und seine Schritte erklangen auf dem Korridor. Ich warf einen Blick auf meine Uhr — es war beinahe zwei. „Schämlos! Ich lag mich zu Ruhe nieder. Aber mein Schlaf ward durch einen schrecklichen Traum gelodt — ich träumte von einer Schlange mit leuchtenden Augen und mit dröhnenden Giftzähnen, bereit, den Tod zu bringen.“

Zehntes Kapitel.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, galt mein erster Gedanke Paris. Denn Godfrey's Auseinandersetzungen hatten die Vorbereitung in mir befestigt, daß Paris in weit größerer Gefahr schwebte, als ich oder er selbst mutmaßten. Als ich daher auf meinen Anruf seine Stimme am Telefon vernahm, fühlte ich mich um vieles erleichtert. „Gut ist Vetter“, sagte ich. „Ich alles in Ordnung?“

„Alles in Ordnung, Herr Vetter, versetzte er. „Das müßte schon ein richtig geübener Einbrecher sein, der jetzt hier hereinkommen wollte.“

„Warum denn?“ fragte ich. „Das ganze Haus ist von Reportern umzingelt. Es scheint, als erwarteten sie, daß heute hier noch jemand ermordet werde.“

„Er laute bei diesen Worten, aber ich war weit davon entfernt, diesen Gedanken lächerlich zu finden. „Sofortlich nicht“, sagte ich wohl. „Lassen Sie ja keinen von den Reportern hinein! Wenn Sie auch nicht mit ihnen! Sagen Sie ihnen, sie sollen auf die Polizei gehen, um Erlaubigungen einzufahren. Sollen sie zu lästig werden, ja lassen Sie mich's wissen! Ich werde dann einen Boten schicken.“

„Gut wohl!“

„Nicht eins, Paris!“

„Lassen Sie niemand ins Haus — möge er legen, was er wolle — es sei denn, daß Herr Grab, Simmonds oder Goldberg ihn begleitet. Lassen Sie niemand herein, den Sie nicht kennen. Wenn irgend etwas vorfällt, so rufen Sie mich an! Sie müssen darüber vorläufig sein.“

„Ich verheiß, Herr Vetter.“

„Gingelle ein — oder zweimal wegen Anordnungen in verschiedenen Einzelheiten an, und Bantine nächster Verwandter, ein Vetter dritten oder vierten Grades, drabete von irgendwo im Westen, daß er sofort nach dem Fort abfahre. Schließlich, im Laufe des Nachmittags, traf aus Paris die Depesche ein, die ich bereits zu erwarten versahen hatte. Sie lautete:

„Ronce und Vetter, New York. Bedauern außerordentlich Irrtum der Befand. Unser Vertreter wird zur Erklärung vorpenden. Armand et Fils.“

„Dann kam das Märchen, das Godfrey ausgedacht hatte, ein Ende — das Märchen von einer sorgfältig vorbereiteten Vorbereitung und was drum und dran hing. Es war nun doch nur ein Zufall. Ich konnte nicht umhin, über meine Leichtgläubigkeit fortwährend zu lächeln. Zweifellos würde sich meine eigene Meinung von einem geheimen Sach und einem vertriebenen Meinungsamt als ebenso unbegründet erweisen. Bei meiner übermäßigen Gemütsruhe aber jetzt im frühen Morgen des Tages erschien sie mir sinnfälliger. Wie würden Grab und Goldberg darüber gelodet haben!

„Ich sah die ganze Angelegenheit unwillig beiseite und wendete mich anderen Dingen zu. Aber ich mußte einsehen, daß ich einer gewissen richtungswendigen Nervosität nicht Herr wurde. Daher vermaßte ich schließlich meine Antie, erklärte dem Bureaujungen, daß ich heute nicht mehr zurückkehren würde, und ließ mir eine Droschke holen, um eine längere Spazierfahrt durch den Park zu unternehmen. Die frühe Luft der Blütenluft und der Blick auf die Kinder, die harmlos längs der Wege spielten, taten mir gut. Und so war ich, als Godfrey mich um sieben Uhr abholte, imlande, ihn mit befeiner Miene zu begrüßen.“

„Ich habe“, sagte er, „einen Blick dort in der Ecke belegen lassen. Der Geschäftsführer ist ein guter Bekannter von mir. Hoffentlich wird zu zurückgekehrt werden.“

„Das Essen war so ausgefallen, daß es ungelitteter Aufmerksamkeit wert war. Erst als der Kaffee aufgetragen wurde, und wir unsere Zigaretten angezündet hatten, kamen wir auf die An gelegenheit zu sprechen, die uns zusammengeführt hatte.“

Der Herrgottsmusikant.

Von Gustav Weisger.

(Nachdruck verboten.)

Den alten Friedrich Sonnensold nennen sie in unserem Dorf den Herrgottsmusikanten, denn weil er in schlechten wie in guten Tagen immer ein Lied auf den Lippen und ein Herz voll Sonne hat. Traurig hat ihn noch keiner gesehen. Und weil er immer bei frohem Mutte ist, legen die Dörfler, er sei ein Musikaner seines Herrgotts im Himmel.

„Recht hat“ der alte Friedrich Sonnensold wirklich nicht in seinen Leben gehabt. Als er anno 66 als Feldweibel mit der Kompagnie in den Krieg zog, haben ihn die Kameraden mit ihren Kanonen um ein Bein getradt. So muß er sich dann tagaus, tagein ein Holzbein an den Stumpf anschaffen und sich mit einer länglichen Invalidentraute begnügen. Vor Jahren hatte er noch ein braves Weib an seiner Seite. Das ist ihm eines Wintertages gestorben. Auf dem keinen liebsten Kindchen Dorfbred: Hof ba, er sei bei der Trauerarbeit unter dem monotonen Klang des Kirchengeläutes eingeben lassen müssen, als wäre ein Stroh von ihm.

„Tobst haust er allein in der Tagelöhnerkuchensch des Stundensohners. Was die Miene ist, die alte Wägherin, die besorgt ihm das Essen und Rostt ihm die Strümpfe. Und wenn sie des Sonntags ihm die frischgerollte Wäsche bringt, ist auch er mit der Hand auf den Schnupstisch absonderst und legt: „Na, Miene, da muß ich dir doch gleich mal dein altes Lieblingspiel spielen!“ Sagt's und holt die Gleichharmonia vom Spind, setzt sich auf die Bank und spielt und singt das Lied: „Du Stolzenfels am Rhein...“

Dann kommen der alten Miene immer die Tränen in die Augen, die bliden, blinten Tränen in die kleinen, roten Schweißnugen. Und je tiefer das Spiel und das Lied des alten Vetteren der wehhaarigen Dorfweiblerin aus Herz geht, um so heuliger wird das Läden, das sich um den Mund und in das Auge dieses Wulanten legt; denn Friedrich Sonnensold ist nämlich ein Schmerzenskind, der hat den Schlaf im Nacken.

„Mit seiner Gleichharmonia kann er sich übrigens tage und abendlang unterhalten. Da hat denn die kleinen Buben und Mädchen wie bunte Sommermetertlinge in seiner Frauen Welt umher, setzen sich auf die blauverzierte Bettdecke und hängen sich wie rotefarbene Käferlein an die Gewichte der alten müde geäuerten Standahe, um dem alten Herrgottsmusikanten die Zeit zu verlängen.“

„Die Dorfweib aber und die Dorfmadel steden dann ihre Mädchen an die grünlich schimmernde Fensterheben und halten auch wohl die kleinen hohen Hände über die Augen, um den Musikanten in seinem Stücken zu sehen.“

„Im Frühling aber, wenn besten blauverzierte Rahmen aus allen Fensterheben hängen, und die kleinen Mädchen auf gebenden Vederletern in den Himmel hinaufstieren, dann singen auf die Wädel von des alten Sonnensoldes Fenster der Winterzeiten. Er spielt ihnen dann die Wädel vor dem „Schönen Böhmerwald“ und von dem „Wädel ruf, ruf, ruf“, und singt dazu.“

„Dann häß's ihn auch nicht mehr da drinnen auf der Bank. Dann sitzt er vor der Tür auf der alten, mochen, schiefen Holzbank. Noch lieber kauft er an solchen Tagen, in Wohl geäuerten Frühlingstagen mit der Kinderhagar auf die Dorfweibe hinaus, die da hinten bei der Wädel liegt. Da sitzt er dann und spielt und singt, sich und der Kindern den Venz ins Herz, und aus jeder seine Kriegersehe luden all die vielen, vielen Feder wie lauter kleine Vögelchen zum Himmel empor zu seinem alten, treuen Herrgott der droben, mit dem er auch heute noch in seinen alten Koper in bewährter Treue auf du und du steht...“

